

✍ Detmar Grammel

Darf jeder Lehrer werden? Vorauspapier für die GATWU-Tagung im Nov. 2016 - Arbeitsgruppe Lehrernachwuchs

„Geschichte der Pädagogik‘ ist zwar von altersher ein fester Bestandteil der Lehrerbildung und der Prüfungsordnungen, sie wird aber von den Studierenden oft kritisch betrachtet und von nicht wenigen manchmal als eine etwas verstaubte, akademische Angelegenheit beurteilt, die zu wenig unmittelbaren Gewinn für die Praxis abwirft.“ (Albert Reble: Geschichte der Pädagogik. Stuttgart: Ernst Klett Verlag. 1965. S. 11)

Nun ist diese Aussage mittlerweile selbst Geschichte geworden, die Geschichte der Pädagogik ist nur noch eine Sache von Spezialisten - und dennoch lohnt sich ein Blick zurück, wenn die Frage gestellt wird, wer Lehrer und Lehrerin werden sollte und welche Voraussetzungen er oder sie mitbringen sollte.

Lehrkräfte werden synonym auch als „Pädagogen“ bezeichnet. Dieser aus dem Altgriechischen überlieferte Begriff „bezeichnete ursprünglich den Sklaven, der den Schüler zu seinem Lehrer begleitete ... im Sinne von Knabenführer, dann Aufseher, Erzieher der Knaben, Leiter, Lehrer. Nicht selten wurden gelehrte Sklaven auch mit der übrigen Erziehung und Bildung betraut.“ (siehe wikipedia.org „Pädagoge“). Der Lehrer als Sklave seines Zöglings - ein schönes Bild, auf das wir in diesem Aufsatz noch zurückkommen werden. Der Begriff weist zugleich auf die beiden entscheidende Säulen hin, die die Bildung über Jahrhunderte (um nicht zu sagen: Jahrtausende) tragen: Bildung ist eine Sache der herrschenden Klassen und sie ist auf die Knaben beschränkt.

Dies ändert sich unter dem Einfluss der Reformation: Christen sollen in der Lage sein, die Bibel zu lesen. So wird im 17. und 18. Jahrhundert schrittweise in den deutschen Ländern die allgemeine

Schulpflicht eingeführt. Das letzte Land ist Sachsen (1835). Am Beispiel Preußens lässt sich aufzeigen, wie das Personal für die vielen neu entstehenden Dorfschulen rekrutiert wird: Der König gibt zwar das Geld für die Schulbauten, die Lehrkräfte sollen und dürfen jedoch nichts kosten. An eine besondere Ausbildung war schon gar nicht zu denken. Die neuen Dorfschullehrer waren abgedankte Soldaten und Handwerker, weil sie schreiben und rechnen konnten. Da sie nicht besoldet wurden, mussten sie weitere Dienste verrichten: Der Lehrer war zugleich in der Regel auch Küster und spielte die Orgel. In vielen Dörfern musste zudem der Lehrer reihum von den Bauern beköstigt werden. Diese Situation führte dazu, dass es in der Schule zwar reglementiert zuzuging, der Dorflehrer aber in der gesellschaftlichen Hierarchie weit unten angesiedelt war: *das arme Dorfschulmeisterlein* einer, über den man sich lustig machen konnte - siehe Wilhelm Busch.



Mit August Hermann Francke ist der Beginn der Ausbildung von Lehrern für die Volksschule in Seminaren (Lehrerseminar, Präparandenanstalt) verbunden. Da bis 1919 im Deutschen Reich das Abitur nicht Voraussetzung für den Besuch eines Lehrerseminars ist, eröffnen sich für Kinder aus Arbeiter- und Bauernfamilien neue berufliche Perspektiven: Der Lehrerberuf verhilft zu einem sozialen Aufstieg. Eine sichere Anstellung, ein festes Gehalt, gesellschaftliches Ansehen sind ein großer Anreiz, diesen Beruf zu ergreifen.

Die Tradition der Lehrerseminare setzten später die Pädagogischen Hochschulen fort, die den Lehr-

kräftenachwuchs für den nicht-gymnasialen Bereich auszubilden. Heutzutage tragen in der Bundesrepublik Deutschland nur noch 6 Hochschulen in Baden-Württemberg diese Bezeichnung, in allen anderen Bundesländern ist die Lehrerausbildung an Universitäten angesiedelt.

Wer wird Lehrer/Lehrerin?

Das Lehrerbashing ist beliebt, nicht nur an Stammtischen. Lehrer seien faule Säcke, ließ Bundeskanzler Schröder verlauten. Nach Volkes Meinung sind Lehramtsstudenten die Minderbegabten, bei denen es für ein richtiges Fachstudium nicht reicht, die, die sich unter die warme Decke des öffentlichen Dienstes flüchten, die die vielen Ferien haben wollen ... Die Liste ließe sich noch lange fortführen.

2015 hat das IPN (Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften und Mathematik an der Universität Kiel) eine Studie vorgelegt, nach der das Vorurteil widerlegt werde, wonach nur mittelmäßige Abiturienten ein Lehramtsstudiengang beginnen. Untersucht wurden die kognitiven Fähigkeiten von Studenten der MINT-Fächer und solcher von Nicht-Mint-Fächern. Es konnten keine signifikanten Unterschiede festgestellt werden. Die Studie trägt nichts zu der Fragestellung bei, ob didaktische Fähigkeiten, soziale Kompetenz und nervliche Belastbarkeit künftiger Lehrer prognostizierbar sind (Janina Roloff Hennoch u.a.: Wer wird Lehrkraft? in: IPN Blätter1/2015 S.1 ff). Dieser Frage geht Anne Elisabeth Roßa nach (Anne Elisabeth Roßa: Zum Verhältnis von allgemeiner Didaktik und Fachdidaktik. Einschätzung von Lehramtsstudierenden zur Fähigkeitsentwicklung in universitären Praxisphasen. Diss. 2012 Univ. Hildesheim). Die Arbeit beschäftigt sich theoretisch und empirisch mit der didaktischen Kompetenzentwicklung in Lehramtsstudiengängen. Desiderate, was zur Ausbildung eines „guten“ Lehrers beiträgt, werden deutlich.

Wer wird ein guter Lehrer, eine gute Lehrerin?

Es gibt Berufe, die erfordern Sachkompetenz und eine körperliche Disposition. Wer Bäcker werden will, sollte keine Mehlallergie haben; wer Dachdecker wird, müsste schwindelfrei sein. Aber es gibt auch Berufe, an die zu Recht oder zu Unrecht Moralforderungen gerichtet werden. Ein Pfarrer sollte seine Schafe lieben, eine Krankenschwester darf sich nicht vor Krankheitssymptomen ekeln, ein Richter darf nicht parteiisch sein.

Wie verhält es sich mit dem Lehrerberuf? Ein emphatisches Relikt besagt, der Lehrer müsse die Kinder lieben. Ein Funke Ironie mag eine Rolle spielen, denn es gibt in der Realität Unerfreuliches. Einer Anzahl von Lehrkräften sind Schüler gleichgültig und es gibt Lehrer, die Schüler hassen. Indikatoren für diese Phänomene sind die Krankenquoten und der Wunsch, vorzeitig aus dem Dienst auszuscheiden. „An der Schule stört nur eins, das sind die Schüler“, wird am Biertisch gekalauert.

Im Alltag von Lehrern gibt es viele Frustrationsanlässe. Wenig kooperationsbereite Eltern, häufig kranke Kollegen, die vertreten werden müssen, überflüssige und zusätzlich belastende Schreiben der Schulverwaltung, ein Schulleiter, der nicht von allen bewundert wird. Da freut man sich auf die Ferien.

Diese seien ihnen gegönnt. Aber wer am letzten Schultag auf gepackten Koffern sitzt und in der Nacht zum ersten Schultag aus den Ferien zurückkehrt, der muss sich fragen lassen, ob er einmal in seinen Ferien an Frieda, Aysche, Mustafa und Eberhard gedacht hat, Schüler aus Problemfamilien, wie die wohl ihre Ferien verbringen.

Viele Lehramtsstudenten heute haben sich nie mit Johann Heinrich Pestalozzi beschäftigt. Der dem protestantischen Pietismus verbundene Philosoph und Pädagoge lehrte und handelte nach der Devise: *Widme dich dem Kinde mit Kopf, Herz und Hand. Im Kopf muss man erkennen wer hilfsbedürftig ist. Mit dem Herzen muss man mitfühlen, und mit der Hand muss man tatkräftig helfen.*

In einer Lerngruppe von 25 bis 30 Schülern entwickelt der Lehrer Sympathien und Antipathien. Selbst ein Lehrer, der das Postulat der Empathie sehr ernst nimmt, kann sich dessen nicht erwehren. Man muss seine Schüler nicht lieben, aber sie dürfen einem nie gleichgültig sein. Der Lehrer ist nicht Sklave seines Zöglings, aber er muss sich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln bemühen, ihn in seiner Entwicklung zu fördern.

Wie kann man einen zukünftigen Lehrer (Studienanfänger) diagnostizieren: Wird er/sie ein „guter“ Lehrer, eine „gute“ Lehrerin? Diese Frage lässt sich nicht beantworten - dazu müsste erst einmal definiert werden, was ein „guter Lehrer“ ist. 2015 wurde der Berliner Lehrer Ronald Wappke mit dem Deutschen Lehrpreis ausgezeichnet (wie schon im Vorjahr sein Kollege Robert Heinrich - im Johann-Gottfried-Herder-Gymnasium weiß man

offensichtlich, wie Internetabstimmungen funktionieren): „Ronald Wappke ist Berlins bester Lehrer“ titelt die Morgenpost am 30. Nov. 2015. Er sei „die richtige Mischung aus Kumpel und Respektperson und er spricht mit uns auf Augenhöhe und nimmt uns ernst“ zitiert der Tagesspiegel am 30. Nov. 2015 seine Schüler. Reicht das aus, um die Frage zu beantworten?

„*Ein guter Lehrer ist eine gute Mischung von Feuereifer und besinnlich-froher Behaglichkeit. Er muß mit freudigem Ungestüm an seine Sachen herangehen und doch zu den Leuten gehören, die nachts gut schlafen. Denn er braucht Geduld. Geduld ist heute keine passive Tugend mehr, es ist die zähe Kraft, das Kind immer wieder von einer anderen Seite zu packen. Das Ziel ist hoch, das Amt ist schwer. Und doch: Ist ein schönerer Beruf, als der des Volksschullehrers ...?*“ schreibt Paul Georg Münch (1877 bis 1956, ein Vertreter der Arbeitsschule) in seinem Buch „Freude ist Alles. Erlebnisse und Gedanken auf einer Schulinspektionsfahrt“ (Dürsche Buchhandlung Leipzig o.J., S. 125). Münch definiert zwei Voraussetzungen: Feuereifer und Geduld, aber auch das reicht sicherlich nicht. Und überdies: Was „gut“ ist, ändert sich immer wieder - was gut in der Kaiserzeit war, galt in der Weimarer Republik als überholt (Münch wettet in der o.a. Schrift aus den Zwanzigerjahren gegen die „alte Schule“), für die Nationalsozialisten waren die Reformpädagogen ein Gräuel, nach 1945 besinnt man sich in der Bundesrepublik wieder auf die Reformpädagogen und nicht wenige haben beim Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland erlebt, dass ihre „good practice“ des frontalen Unterrichts auf einmal nicht mehr gefragt war. Was „gut“ und was „schlecht“ ist, definiert die jeweils herrschende Gesellschaftsform und der Mainstream der Pädagogik, die gerade en vogue ist.

Ob aus Studienanfängern einmal gute Lehrer, gute Lehrerinnen werden, hängt von vielen unterschiedlichen Faktoren ab. Da sind einmal die persönlichen Voraussetzungen, über die wir noch sprechen werden. Selbst wenn die insgesamt stimmig sind, so ist empirisch festzustellen, dass es keine Garantie gibt, dass diese Person eine gute Lehrkraft wird: Es sind die Erlebnisse und Begegnungen mit Lehrenden und Schülern während des Studiums. Das Lehrstudium ist kein reines fachwissenschaftliches Studium, bei dem es darum geht, möglichst viel Fachwissen an-

zuhäufen. Jeder Lehrende, jede Lehrende im Lehrstudium muss sich bewusst sein, dass er/sie durch sein/ihr Wirken mit den Grundstein legt, ob aus den Lehramtsstudenten und -studentinnen einmal gute Lehrer und Lehrerinnen werden. Wer langweilige, methodisch unversierte Lehrende während seines Studiums erlebt, der wird es schwer haben, für sich den „Feuereifer“ zu entwickeln, dessen es bedarf, um seine Schülerinnen und Schüler wieder und wieder zu motivieren. Hinzu kommen die Erfahrungen im Seminar, mit den Dienstvorgesetzten und den Kolleginnen und Kollegen. Am Ende des Referendariats, oftmals auch früher, lässt sich erkennen, ob jemand auf dem richtigen Wege ist, eine „gute“ Lehrkraft zu werden. Auf diesem Weg bedarf es weiterhin Unterstützung durch Fortbildungen. Ein Dienstherr von Lehrkräften muss dies wissen und er muss Fortbildungsmaßnahmen, die diesen Namen verdienen, anbieten und zwar gepaart mit einer adäquaten Unterrichtsentslastung.

Wer eignet sich als Lehrer/Lehrerin?

Immer wieder taucht die Frage auf, ob Lehramtsstudenten sich nicht einer „Eignungsprüfung“ für die Zulassung zum Studium unterziehen sollten. Dass es für die Studienfächer Sport, Kunst, Musik und auch Englisch und eine solche Prüfung die Regel ist, ist nachvollziehbar - aber hier geht es ausschließlich um die körperliche Disposition bzw. die Kunst- bzw. Sprachfertigkeit in dem jeweiligen Fach. Eine Eignungsprüfung für das Lehramtsstudium müsste der Frage nachgehen, ob die allgemeine Disposition des Kandidaten/der Kandidatin mit den generellen Anforderungen im Studium und Beruf übereinstimmen. Wenn man allerdings Christiane Florin Glauben schenkt, dann müsste für alle Studienanfänger eine Eignungsprüfung und intensives Coaching verordnet werden, da mit der Generation Facebook, Smartphone & Co. Studentinnen und Studenten die Hochschulen bevölkern, die Vorgaben und detaillierte Anweisungen erwarten und strukturell unselbstständig sind (Christiane Florin: Warum unsere Studenten so angepasst sind. Reinbek 2014).

Udo Rauin hat schon 2007 in einer Langzeitstudie nachgewiesen, dass Lehrkräfte, die sich für das Lehramtsstudium aus pragmatischen Gründen (kurze Studienzeit, geringe Anforderungen ...) ent-

schieden und auch wenig engagiert studiert hatten, in einer deutlich höheren Zahl vom Beruf enttäuscht werden: *„Etwa 60 Prozent derer, die sich den Anforderungen des Berufs nicht gewachsen fühlten, waren auch schon im Studium überfordert und wenig engagiert. Aus der größeren Gruppe der engagierten Studierenden kommen dagegen nur 10 Prozent der Fälle. Mit anderen Worten, die über besondere Belastungen Klagenden haben vermutlich nie ‚gebrannt‘“* (Udo Rauin: Im Studium wenig engagiert - im Beruf schnell überfordert. Studierverhalten und Karrieren im Lehrerberuf - Kann man Risiken schon im Studium prognostizieren? zitiert nach: https://www.uni-frankfurt.de/51747623/Rauin_Studierverhalten.pdf Google-Stichwortsuche: Udo Rauin Studie)

Etwas platter lässt sich dieses Ergebnis mit den empirischen Erfahrungen im Berufsleben als Lehrer formulieren: Unfähige und/oder faule Lehrkräfte neigen eher danach, aus dem Beruf zu flüchten - mangels anderer Verwendbarkeit des Studiums in anderen beruflichen Zusammenhängen in der Regel in die Krankheit. Rauin folgert aus seiner Erkenntnis, dass Universitäten mehr in die Beratung der (Lehramts-)Studienanfänger investieren müssten, damit diese ihre Studien- und Berufswahl noch einmal kritisch überprüfen können. Darüber hinaus müsse aber die Möglichkeit geschaffen werden, dass auch die Schulen die Möglichkeit erhalten sollten, sich von ungeeigneten Lehrkräften zu trennen (vergl. Rauin, S. 64). (Dass dies im Öffentlichen Dienst, egal ob Beamten- oder Angestelltenstatus, kaum umzusetzen ist, ist eine Sache - die andere ist die, dass derzeit jede Schulbehörde froh ist, wenigstens nominell den Bedarf an Lehrkräften einigermaßen zu decken.)

Verschiedene Universitäten bemühen sich mit unterschiedlichen Methoden, den Studierwilligen für ein Lehramt solch eine wie von Rauin geforderte Entscheidungshilfe an die Hand zu geben. Die School of Education an der TU München lädt z.B. alle Studierwilligen für das Lehramt zu einem Beratungsgespräch ein, bei dem es für die Teilnehmer umgehend eine deutliche Rückmeldung gibt - bis hin zu der Empfehlung, sich einer anderen Studienrichtung zuzuwenden. Diese Methode scheint Erfolg zu haben, da rund 25 % der Teilnehmer/innen an den Gesprächen sich in der Folge nicht

für den Studiengang einschreiben (vergl. Google-Stichwort: Zeit Online Lieben Sie Schüler). Nicht untersucht wurde jedoch offensichtlich, ob es sich dabei um die Probanden handelt, denen das Beratungsgremium „Entwicklungsbedarf“ oder „Fehlentscheidung“ attestiert hat.

Eine Anzahl von Universitäten leitet unter dem Stichwort „Eignung für das Lehramtsstudium“ auf die Webseite „Career Counselling for Teachers“ (CCT) weiter bzw. hat dessen Materialien in ihre Homepage inkludiert. Die Website CCT wird vom gemeinnützigen Verein CCT - Career Counselling for Teachers (Sitz: Alpen-Adria-Universität Klagenfurt) betrieben. Das Zentrum für Lehrerbildung der Universität Trier verweist z.B. auf CCT und gibt an, das Portal zur Selbsterkundung sei auf das „Modell der Lehrerbildung in Rheinland-Pfalz ... adaptiert ... die einzelnen ‚Geführten Touren‘ sind Bestandteil der Lehramtsausbildung und von den Studierenden flankierend... zu absolvieren.“ (<https://www.uni-trier.de/index.php?id=6439>).

Das Münchener Zentrum für Lehrerbildung (MZL) der Ludwig-Maximilians-Universität München hat das Online-Tool SeLF („Selbsterkundung zum Lehrerberuf mit Filmimpulsen“) entwickelt, mit dessen Hilfe sich Studierwillige mit „zentralen Aufgaben des Lehrers“ auseinandersetzen können (<http://www.lehrer-werden.de/lw.php?seite=5721>).

Inwieweit solche Selbsterkundungsprogramme für zukünftige Lehramtsstudenten wirklich hilfreich sind, sei dahingestellt. Der Autor hat vor Jahren oft wie seine Schülerinnen und Schülern die Fragen in „Mach's richtig“ (Bundesanstalt für Arbeit) beantwortet, die Aufschluss geben sollten, für welche/n Beruf/e man geeignet ist. Heraus kam als Empfehlung für ihn immer „Landwirt.“ Dass das gar nicht so abwegig war, zeigt sich an dem folgenden Zitat von Heinrich Scharrelmann, dem Bremer Reformpädagogen:

„Wenn ich nicht Schulmeister wäre, möchte ich Landwirt sein. Überall Leben säen, hervorsproießen und wachsen sehen und Früchte ernten, das ist Freude am Leben, das ist denkbar intensivste Lebensbejahung!“ (H. Scharrelmann: Herzhafter Unterricht. Gedanken und Proben aus einer unmodernen Pädagogik. Hamburg 1910, 11. bis 13. Tausend. S. 130).